



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Ernst Jünger
Feldpostbriefe
an die Familie
1915 – 1918

Mit ausgewählten Antwortbriefen der Eltern
und Friedrich Georg Jüngers

Herausgegeben und mit einem Vorwort
von Heimo Schwilk

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1650, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Klett-Cotta Design

Unter Verwendung eines Fotos von

© Deutsches Literaturarchiv Marbach
Fotografien im Tafelteil:

© Nachlass Ernst Jünger im Deutschen Literaturarchiv (Marbach)

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-93950-7

Inhalt

Heimo Schwilk

Vorwort

Seite 7

Zur Edition

Seite 22

—

Ernst Jünger

Feldpostbriefe an die Familie

1915–1918

Seite 25

—

Zeittafel

Seite 127

Bildteil

nach Seite 70

Heimo Schwilk

Vorwort

*»Der Anarch führt seine eigenen Kriege,
selbst wenn er in Reih und Glied marschiert.«
Ernst Jünger*

Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 und der darauf folgende Erste Weltkrieg beendeten schlagartig eine vierzigjährige Epoche des Friedens. Dieser Friede hatte Europa zu einem Kontinent mit fast grenzenlos erscheinendem Wachstum, mit wissenschaftlichen Höchstleistungen, beachtlichem sozialem Fortschritt und kulturellem Glanz gemacht. Die tödlichen Schüsse von Sarajewo bildeten den Auftakt zu einem Zivilisationsbruch, der nicht nur Europa, sondern die ganze Welt radikal veränderte. Die »Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts« (George F. Kennan) begann als patriotischer Massentaumel und endete mit dem Tod von Millionen auf dem Schlachtfeld, sie löste Revolutionen aus und führte zur Zerschlagung der europäischen Staatenwelt. Was als lokal begrenzter Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien begonnen hatte, weitete sich zum ersten globalen Krieg und mündete schließlich in einen Frieden, der den nächsten, noch viel furchtbareren Krieg bereits im Schoß trug.

Woher rührte die Lust am Untergang, die dieser Katastrophe vorausging? Den wenigen Warnern vor den Folgen eines Krieges im hochgerüsteten Europa standen Tausende Intellektueller gegenüber, die den Krieg als Befreiung propagierten und sich von ihm Läuterung oder Emanzipation versprachen. In der Lust an der Krise, die auch ein Thomas Mann mächtig befeuerte, steckte viel bürgerlicher Selbsthass, aber auch ein übersteigerter Erfahrungshunger, der alles Ökonomische, Soziale und Rationale als zivilisatorische Zumutung empfand. Die Errungenschaften der Gründerzeit wurden mit Egoismus, Materialismus und Sittenverfall

in Verbindung gebracht, der Krieg dagegen versprach Aufbruch, Ideal und Bewährung, Opfer und Dienst. Er sollte das Ende von Langeweile und Sinnkrise bringen, setzte jenen vielkritisierten Nihilismus aber erst frei und realisierte Techniken der Vernichtung, die jedes Vorstellungsvermögen überschritten.

Die jungen deutschen Soldaten, die im August 1914 in blumengeschmückten Waggons an die Front rollten, ahnten nichts von dem Grauen, das sie erwartete. Man hatte mit den Vätern und Großvätern den alljährlichen »Sedan-Tag« gefeiert, den militärischen Triumph von 1871 über die Franzosen, der auch an den Schulen als Nationalmythos vermittelt wurde. Die ersten Siege, die blutige Erstürmung der Festung Lüttich und vor allem das Drama von Langemarck, bei dem Studenten, das Deutschlandlied singend, von französischen Maschinengewehren niedergemäht wurden, stifteten neue Mythen. Der Krieg begann, wie er 1871 geendet hatte: als Bewegungskrieg mit in breiter Formation angreifender Infanterie und vorwärts stürmender Kavallerie. Französische Wehrpflichtige zogen mit leuchtend blauen Röcken und roten Hosen in die Schlacht, Säbel baumelten an den Gürteln der Offiziere. Englische Offiziere nannten den Krieg im Westen ein »großes Picknick«, die Deutschen träumten von einem frisch-fröhlichen Blitzkrieg und der Einnahme von Paris in nur wenigen Wochen. Und tatsächlich hatte Frankreich den angreifenden deutschen Divisionen wenig Kampfkraft entgegenzusetzen, in den ersten Wochen starb eine Viertelmillion französischer Soldaten, ein ungeheurer Verlust, der alles übertraf, was man erwartet hatte. Die Spitzen deutscher Truppen konnten im September 1914 bereits die Türme von Paris sehen, der Stadtkommandant bereitete die Sprengung der Seine-Brücken vor. Doch dann erstarrte die Front im Geschosshagel der Artillerie. Über 700 Millionen Granaten wurden zwi-

schen 1914 und 1918 an der Westfront abgefeuert, ein massenhaftes, grauenvolles Sterben vollzog sich in den Gräben und im Niemandsland zwischen den Stellungen. Die Überlebenden litten unter dem Gestank der verwesenden Leichen, wurden beim Sturmangriff zu brutalen Bajonettkämpfen gezwungen, mussten nach stundenlangen Artillerieattacken zwischen den zerfetzten Körpern ihrer Kameraden ausharren.

Maschinengewehre, die bis zu 600 Schuss pro Minute abfeuern konnten, Dumdum-Geschosse, Handgranaten, Flammenwerfer, Giftgas, Panzer, Flugzeuge und eine immer großkalibrigere, effektivere Artillerie brutalisierten die Kampfführung. Mobil gemacht wurden nicht nur Menschen, sondern auch Ressourcen und Industrien, man erfand die Kriegspropaganda als psychologische Waffe. 60 Millionen Soldaten aus fünf Kontinenten kämpften auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, 10 Millionen Soldaten starben, weitere 18 Millionen wurden verwundet, verstümmelt und traumatisiert. Allein während der Sommeschlacht im Sommer 1916, bei der 20 Divisionen angriffen, verloren die Briten in wenigen Stunden 60000 Mann, die deutschen Verteidiger »nur« 6000. Zu den Verteidigern gehörte auch ein 21-jähriger Leutnant. Dass er bei Guilleumont, im Brennpunkt der Schlacht, als höchst erfolgreicher Kompanieführer kämpfte, war nicht selbstverständlich.

Denn Ernst Jünger, der spätere Autor des Kriegsbuches »In Stahlgewittern« und von Kaiser Wilhelm mit dem höchsten preußischen Tapferkeitsorden Pour le Mérite, dem »Stern Friedrichs des Großen«, ausgezeichnet, war in den Monaten vor Kriegsausbruch 1914 haarscharf an dem vorbeigeschlittert, was man damals eine »verkrachte Existenz« nannte. Als Jünger sich am 4. August als Kriegsfreiwilliger beim Füsilier-Regiment 73 in Hannover einschreiben ließ, hatte er eigentlich längst mit einem bürgerlichen

Leben abgeschlossen. Nach einer demütigenden Odyssee durch eine Reihe von Internaten war der miserable Schüler im Oktober mitsamt dem Schulgeld ausgerissen und in Verdun in die Fremdenlegion eingetreten. Zuvor schon hatte ihn sein Vater mit Hilfe eines Anwalts vor einem Strafverfahren wegen Randalierens bewahrt. Dem öden Kasernen-drill im algerischen Sidi Bel Abbès hatte er sich eine Woche später durch eine weitere Flucht zu entziehen versucht. Er war gefasst und in eine Arrestzelle gesteckt worden. Seinem Vater gelang es, den Ausreißer mit diplomatischer Hilfe nach Deutschland zurückzuholen. Das schützte ihn davor, mit einer Haftstrafe belegt zu werden, was einen Dienst in der deutschen Armee automatisch ausschloss, aber auch jede andere bürgerliche Karriere verhindert hätte. Mit dieser energischen Rückholaktion hatte Ernst Georg Jünger ein deutliches Zeichen gesetzt, dass er die Eskapaden seines ältesten Sohnes nicht dulden würde.

Der Krieg veränderte über Nacht die Lebenssituation des Neunzehnjährigen. Patriotische oder gar chauvinistische Gefühlsausbrüche hat es im Hause Jünger nicht gegeben. Die Mobilmachung im Juli 1914 war für Ernst Jünger vielmehr eine Erlösung aus der unerträglich gewordenen Situation: Seine ausweglos erscheinende Lage als Schüler und der Zeitgeist koinzidierten. Nachdem er am 21. August in Hannover das Notabitur bestanden hatte, blieb ihm ein ganzes Schuljahr erspart. Schon dafür lohnte sich die freiwillige Meldung zum Kriegsdienst. Die überraschende Wendung ließ auch den ehrgeizigen Vater aufatmen. Der erfolgreiche Unternehmer, der im Kalibergbau zu Wohlstand gekommen war und in Rehburg am Steinhuder Meer eine repräsentative Villa besaß, war ein charmanter, aber in der Verfolgung seiner Interessen äußerst rationaler, bisweilen auch skrupelloser Mensch. Ernst Georg Jünger war überzeugt, dass man mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahr

eine so große finanzielle Unabhängigkeit erreicht haben müsse, um sich nur noch seinen Neigungen widmen zu können. Zu seinen Neigungen gehörten das Schachspiel und die Astronomie, vor allem aber die intensive Beschäftigung mit der Militärgeschichte. Der Anstoß, die Tagebücher, die Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg führte, zu einem Buch auszuarbeiten, ging von ihm aus. Ohne seinen Vater hätte es also für Ernst Jünger weder die Offizierslaufbahn noch den *Pour le Mérite* – und auch keine »Stahlgewitter« gegeben.

So ist der hauptsächliche Adressat der Feldpostbriefe, die Jünger in dichter Folge zwischen Januar 1915 und August 1918 an die Eltern sandte, in erster Linie der durchaus respektierte, aber immer auch ein wenig gefürchtete Vater, dem der Sohn über seinen atemberaubenden Aufstieg vom verkrachten Internatsschüler zum hochdekorierten Kriegshelden minutiös Rechenschaft gibt. Obwohl er selbst nur ein Jahr als Artillerist gedient hatte, verstand sich Ernst Georg Jünger als strategischer Kopf, korrespondierte mit Militärexperten und las die entsprechende Fachliteratur. Die Schlachten im siegreichen Frankreichfeldzug von 1870/71 stellte er mit Armeen von Zinnsoldaten nach und zeigte sich in den Wochen vor Kriegsausbruch über die Angriffspläne der deutschen Armeeführung gut informiert. Dass nun sein eigener Sohn als Soldat an einem welthistorischen Ereignis teilhaben würde, elektrisierte ihn. Ernst Jünger wiederum spürte von Anfang an die Erwartungshaltung seines Vaters und bediente sie geschickt. Offizier einer siegreichen Armee zu sein – das bot die Chance, dem bewunderten Vater zu imponieren.

Bevor Ernst Jünger am 27. Dezember 1914 mit seiner Einheit in die Champagne verlegt wird, hat er in Hannover eine dreimonatige, harte Grundausbildung zu absolvieren, lernt schießen und marschieren und das taktische Verhalten im Gefecht. Um das mit großer Spannung erwartete Aben-

teuer des Krieges festzuhalten, führt Jünger ein Tagebuch mit sich. Neben diesen Notizen hält er seine Erlebnisse auch in Briefen und Karten an die Eltern und vor allem an seinen Bruder Friedrich Georg fest, dem ihm Liebsten unter seinen vier Geschwistern. Schon der erste, undatierte Feldpostbrief von Anfang Januar 1915 an die Eltern enthält alle Ingredienzien der kommenden. Es ist eine detaillierte Schilderung des Grabenalltags, Jünger beschreibt die Stimmung unter den von Nässe, Kälte und Hunger geplagten Soldaten und betont die eigene Kaltblütigkeit. Weder das feindliche Granatfeuer noch das Schreien der Verwundeten oder der Tod der Kameraden hätten ihn erschüttert, er freue sich, dass seine Nerven so stark seien. Fast übergangslos notiert Jünger dann seine Bitte um ein Paket mit Lebensmitteln und Kleidung.

Vor allem die Mutter Karoline Jünger, genannt Lily, dürfte dafür gesorgt haben, dass das Gewünschte ihren Sohn erreichte, wie die wenigen Briefe aus ihrer Feder nahelegen. Aber auch die Großeltern senden Lebensmittelpakete an die Front. Die Wunschlisten sind meist ans Ende der Feldpostbriefe angefügt und oft sehr umfangreich. Jünger bittet um Tabak, Zigaretten, Alkohol, Schokolade, Wurst, Strümpfe und Hemden, Zeitungen und Bücher, sogar Feldstecher, Fotoapparate und eine Pistole sind aufgeführt. Ganz ähnliche Pakete hatte sich der Sechzehnjährige von seiner Mutter bereits ins Internat senden lassen. Auch die schnoddrige Diktion der Feldpostbriefe erinnert an die Schülerbriefe, in denen Jünger der Mutter von seinen Schülerstreichen berichtete. Nun geht es um Beförderungen und gelegentliche Auseinandersetzungen mit den Vorgesetzten, über die die Eltern informiert werden. Allerdings vermeidet es der Briefschreiber, über Disziplinverstöße oder Panikattacken unter Beschuss zu berichten. Anders als im Tagebuch und in den Schreiben an den Bruder

Friedrich Georg herrscht ein Renommierten vor, der die Familie beeindrucken, vielleicht auch beruhigen soll, auch wenn die Eltern, was den Sieg und das Schicksal ihres Sohnes betrifft, in ihren Antwortbriefen Gelassenheit und Zuversicht an den Tag legen.

Geradezu enthusiastisch berichtet Jünger von den regelmäßigen Saufgelagen, die bei festlichen Anlässen von oben angeordnet und von den Soldaten mit Begeisterung als eine der wenigen Abwechslungen im Frontalltag mitgemacht werden. Illusionslos schildert er Karrierismus und Dünkel adliger Offiziersanwärter, die von der allgemeinen »Vetternwirtschaft« profitierten. Das heikle Thema Sexualität kommt in den Feldpostbriefen nicht vor. Weder in den Schreiben an die Eltern noch in denen an Friedrich Georg macht Jünger Andeutungen über die erotischen Liaisons mit jungen Französischen in der Etappe, die er seinem Tagebuch anvertraut. Immer wieder ist dort von Infektionen die Rede, die mit verschiedenen Mitteln bekämpft werden und Ängste auslösen. Der studierte Pharmazeut Ernst Georg Jünger dürfte etwas gehaut oder darüber in den Notizheften gelesen haben, die ihm sein Sohn regelmäßig zusendet. Er versorgt ihn mit Kampher, aber vielleicht war das bittere Pulver auch nur zur Behandlung des immer wieder beklagten Rheumas gedacht, eine Folge der andauernden Feuchtigkeit in den Schützengräben.

Gelegentlich regt der nüchterne Vater, dem das Draufgängerische seines Sohnes, der sich sogar zum Jagdflieger ausbilden lassen will, allmählich unheimlich wird, an, Ernst solle sich einen »Druckposten« im sicheren Hinterland besorgen – ohne dabei seine Karriere als Offizier aus den Augen zu verlieren. Schon im Februar 1915 nimmt er auf Geheiß seines Vaters an einem »Offiziersaspiranten«-Kurs in Recouvrance bei Reims teil. Die Eltern bittet er, zu prüfen, ob sie vielleicht »Beziehungen« zu seinem aus Hannover

stammenden Ausbilder hätten, um seine Karriere zu beschleunigen. Währenddessen ist sein Regiment in einer verlustreichen Abwehrschlacht zwischen Reims und Verdun eingesetzt. Die dort kämpfenden Soldaten dürfen sich jetzt »Löwen von Perthes« nennen, aber viele von ihnen haben ihr tapferes Standhalten mit dem Leben bezahlt. Hinweise auf gefallene Kameraden und das eigene, ihm bisweilen selbst unheimliche Überleben nehmen breiten Raum in Jüngers Feldpostbriefen ein, die, je länger der Krieg dauert, sich wie eine Gefallenenliste lesen. Trotz allem bedauert der Briefschreiber immer wieder, bei besonders gefährlichen Aktionen nicht dabei gewesen zu sein.

Die Berichte über die eigenen Verwundungen sind ähnlich nüchtern gehalten wie die Schilderungen der Kampfhandlungen. An keiner Stelle seiner Feldpostkorrespondenz verfällt Jünger ins Pathos, seine Sprache bleibt beherrscht, bisweilen aufreizend forsch. Nachdem er in seiner ersten Schlacht bei Les Eparges am 25. April 1915 durch einen Granatsplitter verwundet und ins Lazarett nach Heidelberg abtransportiert worden ist, berichtet er den Eltern lapidar, dass die Wirkung des Splitters durch das Leder seines Portemonnaies abgemildert worden sei und er schon wieder draußen herum»hinke«. Das Wetter sei schön und alle Kirschbäume blühten. Vergleicht man dies mit Zeugnissen aus der berühmten Sammlung »Kriegsbriefe gefallener Studenten«, so wird deutlich, wie voraussetzungslos Ernst Jünger in diesen Krieg hineingeraten war, allenfalls vorgeprägt durch die Lektüre antiker Schlachtenschilderungen oder populärer Kriegsromane des 19. Jahrhunderts aus der Bibliothek seines Vaters. Nirgends finden sich Sinngebungsversuche patriotischer oder religiöser Art, Jünger kämpft nicht »fürs liebe Vaterland ... für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur« wie der drei Jahre ältere Heidelberger Student Rudolf Fischer, der schon im Dezember 1914 in Ver-

melles fiel.¹ Jünger kämpft den Krieg eines Einzelnen, durchaus bewundert, ja geliebt von seinen Soldaten, aber eben doch ein Einzelkämpfer, der sich für Ruhm und Orden in Gefahr begibt und nicht selten als einer der wenigen Überlebenden von den waghalsigen Aktionen zurückkehrt. Nicht der Glaube an Kaiser und Reich, sondern Selbstvergewisserung und Selbststeigerung, Lebensverachtung und Lust an der Sensation der Gefahr sind die bestimmenden Antriebe seines Handelns. Der Kitzel, Jäger und Gejagter zugleich zu sein, der rauschhafte Augenblick ist es für Jünger wert, getötet zu werden. Was der spätere Verleger Peter Suhrkamp über sich als Frontkämpfer schrieb, könnte auch für Ernst Jünger gelten: »Ich bin seit Oktober Patrouillenoffizier. Das bedeutet: dass ich mit einer Bande in die englischen Gräben einbreche und verstümmele und morde, dass ich allnächtlich zwischen unserm und dem feindlichen Draht liege, lüstern nach dem Gegner.«²

Zwar klingen in den Briefen an die Eltern auch manches Mal Selbstzweifel oder Überdruß am Grabenalltag an, aber es dominiert die Gewissheit, diesen Krieg zur Selbstprofilierung nutzen zu können – und am Ende als Kriegsheld heimzukehren. Dass Jünger das »Duell« mit dem Gegner, besonders mit den englischen Soldaten, geradezu sucht und sich freut, wenn ihm ein tödlicher Treffer gelingt, beunruhigt die Eltern. Doch als Jünger im November 1915 zum Leutnant befördert wird, ist dies ein großes Ereignis für die Familie: »Papa freut sich von allen Jüngers am meisten darüber, daß Du Offizier bist«, schreibt Friedrich Georg ihm neidlos. Die Familie, das belegen die zwischen Drauf-

1 *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, hrsg. von Philipp Witkop, München 1928 (4. Auflage), S. 19

2 Zitiert nach *Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg*, hrsg. von Peter Walther, Göttingen 2008, S. 316

gängertum und Kriegsmüdigkeit schwankenden Briefe Jüngers, ist der entscheidende Rückhalt seiner gefährdeten Existenz.

Die Korrespondenz der Brüder hat eine andere Färbung als die mit den Eltern, es dominieren Zwischentöne. Der Jüngere berichtet, was sich in Rehburg abspielt, über die Geschwister und die Schule, von seinen Streifzügen durch die Natur, von ersten Liebschaften und Geldnöten. Und immer wieder über seine ausufernde Lektüre und das Schreiben von Gedichten, in denen das gemeinsame Sehnsuchtsland Afrika thematisiert wird. Mit Friedrich Georg stehe er »in großer poetischer Korrespondenz«, vermeldet Ernst Jünger im Oktober 1915 etwas großspurig den Eltern. Seit Juli 1916 ist Friedrich Georg ebenfalls an der Front und kann dem bewunderten Bruder über eigene militärische Erlebnisse berichten. Ernst als der Erfahrenere gibt Ratschläge und sorgt dafür, dass Friedrich Georg nach seiner schweren Verwundung im Sommer 1917 in Flandern zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen wird. Vom angeberischen Landserjargon, den Jünger bisweilen den Eltern gegenüber anschlägt, ist in den Briefen an Friedrich Georg kaum etwas zu spüren, auch wenn er dem Bruder gelegentlich von »Trophäen« berichtet, die er nach Hause schaffen wolle. Sogar von »Heimweh« ist die Rede und sehr gefühlvoll vom Tod des geliebten Schäferhundes Luxie. Da beide Brüder dem Füsilierregiment 73 angehören, kreuzen sich ihre Wege mehrfach. Nachdem er in der Somme-Schlacht zum zweiten Mal verwundet worden ist, wird Ernst Jünger im Oktober 1916 ein zweiwöchiger Heimaturlaub gewährt, und er kann in Hannover bei seinem Bruder sein, der dort stationiert ist. Die beiden treffen sich ein zweites Mal, als Friedrich Georg im Dezember 1916 mit seiner Einheit an die Somme verlegt wird. In Fresnoy-le-Grand bewohnen sie ein gemeinsames Quartier.

Doch die entscheidende, schicksalhafte Begegnung findet im Sommer 1917 in Flandern statt. Die verlustreiche Abwehrschlacht gegen 40 englische Divisionen ist Friedrich Georg Jüngers erster echter Kampfeinsatz. Er ist inzwischen zum Fahnenjunker befördert und als Gruppenführer der 3. Kompanie des Ersatzbataillons in der Nähe von Langemarck eingesetzt. Sein Bruder Ernst kämpft, ohne dies zu wissen, unweit davon als Führer der 8. Kompanie. Im englischen Artilleriefeuer wird Friedrich Georg von Schrapnellsplittern an Schulter und Brust getroffen. Kameraden schleppen ihn in eine Hütte, wo er von seinem Bruder, der mit seiner Kompanie eben zum Gegenangriff ansetzt, entdeckt wird. Ernst lässt Friedrich Georg in einen Sanitätsunterstand schaffen und rettet so dem Schwerverwundeten das Leben. Ernst Jünger wird von dieser wunderbaren Begegnung auf dem Schlachtfeld von Flandern später in seinem Buch »In Stahlgewittern« erzählen, Friedrich Georg ihr in einem Gedicht, das er dem Bruder widmet, ein Denkmal setzen. Friedrich Georg sei, urteilt der pragmatische Vater, nicht für den Krieg gemacht, zeige keine Fortüne wie sein mehrfach ausgezeichnete Bruder und sollte besser in der Etappe eingesetzt werden. Die Korrespondenz der Brüder gibt keinen Hinweis darauf, dass das Verhältnis der beiden durch diese Episode beeinträchtigt worden wäre. Doch wird der spätere Dichter Friedrich Georg Jünger darunter leiden, von Anfang an im Schatten seines berühmteren Bruders gestanden zu haben. Für Ernst Jünger verbindet sich mit seiner Rettungstat eine lebenslange Fürsorge für den verletzlicheren, sensibleren Gefährten seit der gemeinsamen Kindheit.

Nachdem er selbst am 25. August 1918 in der Nähe von Bapaume im Artois zum siebten Mal verwundet worden ist, kündigt Ernst Jünger den Eltern wenig später aus dem Lazarett an, bald »mal wieder Krieg machen« zu wollen. Noch

immer glaubt er an einen deutschen Sieg, auch wenn im Sommer bereits alles auf eine Niederlage hindeutet, die mit dem Waffenstillstand am 11. November schließlich zur Gewissheit wird. Im Krankenhaus in Hannover erreicht ihn am 22. September die Nachricht, dass der Kaiser ihm den Pour le Mérite verliehen hat. Nun beginnt er auf Anregung des Vaters mit der Durchsicht seiner Kriegstagebücher, um sie zum Buch umzuarbeiten. Immer wieder hatte er die Eltern in den zurückliegenden Jahren ermahnt, die ihnen zugesandten Dokumente, ob Fotos, Notizbücher oder Briefe, sorgfältig aufzubewahren. Den dokumentarischen Wert der Feldpostbriefe hat Friedrich Georg Jünger, als er in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eine gemeinsame Brief-Edition zusammenstellte, die allerdings nie erschienen ist, in einer »Vorbemerkung« herausgestellt: »Der Gedanke, diese Briefe zu veröffentlichen, entstand zugleich mit der Überzeugung, daß sie eine Urkunde sind, die manches der Erinnerung Werte aufbewahrt und die, jener Zeit angehörig, ein deutlicheres Bild von ihr zu geben vermögen als Schriften, die Jahre später entstanden sind. Der Krieg ... den zwei Brüder, die gemeinsam aufwuchsen und gemeinsam in langen Jahren vieles erlebten, bi[l]det den Kern des Briefwechsels.« Tatsächlich konnte Ernst Jünger auf einen Fundus an Quellen zurückgreifen wie kaum ein zweiter überlebender Soldat des Ersten Weltkrieges. Das legendäre Erinnerungsbuch »In Stahlgewittern« bezieht seine Glaubwürdigkeit und Spannung vor allem aus dieser einzigartigen Authentizität.

Warum die von Friedrich Georg Jünger besorgte Edition des Briefwechsels nie erschienen ist, darüber kann man nur mutmaßen. Es ist anzunehmen, dass Ernst Jünger, der sich Mitte der zwanziger Jahre als Autor mehrerer Kriegsbücher einen Namen gemacht hatte und dabei war, sich mit seiner nationalrevolutionären Publizistik zum Heros der »Frontge-

neration« zu überhöhen, diese Zeugnisse eines verbissenen Ehrgeizes lieber unter Verschluss gehalten hat. Zudem lassen seine Feldpostbriefe – wie auch die Kriegstagebücher – noch wenig sprachliche Durchformung erkennen. Es sind schonungslos ehrliche Selbstbekenntnisse ohne literarische Ambition. Sie taugen auch nur bedingt für das Verständnis einer Generation, die so radikal um ihren Idealismus gebracht und bis zur Verzweiflung desillusioniert worden ist wie keine andere vor ihr. Ernst Jünger, das zeigen diese sachlich-nüchternen Briefe, gibt sich von Anfang an als eine inkommensurable Größe zu erkennen: in der hochfahrenden Rücksichtslosigkeit seiner Ansprüche wie in dem bisweilen erschreckenden Grad seiner Selbstüberhöhung. Hier deutet sich der Beginn einer lebenslangen, mit ungeheurem Elan und Raffinesse betriebenen Selbststilisierung an, ein heißer, aber kühl inszenierter Wille, die Welt den eigenen Vorstellungen gefügig zu machen. Dass diesem Willen sehr früh schon eine erstaunliche Beobachtungsgenauigkeit (was die Kriegstagebücher dokumentieren) und schließlich auch ein ausgereiftes Sprachvermögen (wie in den »Marmorklippen« oder den »Strahlungen«) zur Verfügung stand, ist diesen Briefen noch nicht eingeschrieben. Es sind Zeugnisse eines unbändigen Willens zu Macht und Ruhm um jeden Preis.

Zur Edition

Im Briefnachlass Ernst Jüngers, der seit 1995 im Deutschen Literaturarchiv in Marbach verwahrt wird, befindet sich auch seine Korrespondenz mit der Familie während des Ersten Weltkrieges. Sie wird hier erstmals veröffentlicht. Den Kern der Edition bilden die Schreiben an die Eltern aus den Jahren 1915 bis 1918, die weitgehend im Original erhalten sind. Sie kamen nach dem Tod des Bruders Hans Otto, der den Nachlass seiner Eltern hütete, 1976 von Leisnig nach Wilflingen. Es sind 39 Briefe, sieben Karten und ein Telegramm, mit dem Jünger seine Eltern am 28. 4. 1915 aus dem Lazarett in Heidelberg über seine erste Verwundung informierte. Von den Briefen, die Ernst Georg und Lily Jünger während des Ersten Weltkrieges an ihren Sohn Ernst schrieben, haben sich nur drei erhalten. Dass es viel mehr gegeben haben muss, geht aus den Feldpostbriefen Ernst Jüngers hervor, in denen er sich auf Vorschläge und Direktiven des Vaters bezieht, die ihn offenbar stark beschäftigten. Auch von den Briefen der Großmutter Hermine ist nur einer überliefert. Dagegen liegen die Briefe des Bruders Friedrich Georg an Ernst Jünger, den mit seinem älteren Bruder eine enge geistige Beziehung verband, im Nachlass Ernst Jüngers zum größten Teil vor. Von den 17 Originalbriefen wurden sieben vollständig und sechs in leicht gekürzter Form in diese Edition aufgenommen.

Schmerzliche Lücken sind bei den Feldpostbriefen Ernsts an Friedrich Georg zu beklagen, die bis auf einen Originalbrief (8. 10. 1915) und eine Postkarte (6. 11. 1915) nur in maschinenschriftlichen Auszügen (25) vorliegen. Bislang konnten die Originale in den Nachlässen der beiden Autoren nicht aufgefunden werden, obwohl sie mehrfach zwischen den beiden hin und hergewandert sein müssen.

Denn sowohl Ernst wie auch Friedrich Georg Jünger fassten nach 1945 den Plan, ihre Feldpostbriefe im Rahmen einer »Brief-Edition« zu veröffentlichen. Ernst Jünger schrieb in den Jahren 1947/48 eine Auswahl seiner Korrespondenz mit der Maschine ab und komponierte aus den Auszügen ein zweibändiges »Brief-Journal« (ein Band ist allein den Briefen an Friedrich Georg Jünger gewidmet und umfasst die Zeitspanne von 1912 bis 1945), das aber nie erschienen ist. Das Typoskript befindet sich im Deutschen Literaturarchiv. Friedrich Georg Jüngers Collage aus der Korrespondenz der beiden Brüder liegt ebenfalls in Marbach vor, wie auch eine ausführliche »Vorbemerkung« des Herausgebers, die sich heute im Nachlass Ernst Jüngers befindet. Zwei der Auszüge, die Friedrich Georg Jünger von seinen Briefen an Ernst Jünger fertigte, wurden in den vorliegenden Band aufgenommen. Die Originalbriefe scheinen verloren zu sein.

Schmerzlich ist der Verlust der Briefe Ernst Jüngers an seinen Bruder auch deshalb, weil sie eine Reihe von Gedichten enthielten, die Friedrich Georg Jünger, der spätere Lyriker, in seinen Antwortbriefen ausführlich kommentierte. Neben diesen poetischen Versuchen fielen offenbar auch drastische Stellen der Revision zum Opfer, sodass wir heute nur über geglättete Auszüge verfügen. Die in dieser Edition versammelten Briefe Jüngers an seinen Bruder Friedrich Georg sind also unter Vorbehalt zu lesen. Warum die Originalbriefe verlorengingen, bleibt ein Rätsel. Denn mit seiner Ehefrau Liselotte stand Jünger eine ausgebildete und erfahrene Archivarin zur Seite, die viel zur Systematik des Wilflinger Archivs beitrug. Auszuschließen ist, dass Ernst Jünger seine Briefe vernichtet hat. So bleibt die Hoffnung, dass sie irgendwann doch auftauchen – ein in der Welt des Archivs keineswegs einmaliger Fall.

Der Herausgeber dankt Frau Gudrun Bernhardt für die

sorgfältige Transkription der Briefe wie auch den Mitarbeiterinnen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, Hildegard Dieke und Rosemarie Kutschis, für ihre hilfreichen Recherchen. Ulrich Fröschle danke ich für Hinweise auf die Datierung der Brief-Journale, Thomas Bantle für militärhistorische Präzisierungen. Stephan Askani gebührt Dank für das Lektorat, Herrn Prof. Dr. Helmuth Kiesel für wichtige Hinweise, die ich seiner 2010 bei Klett-Cotta erschienenen Edition von Ernst Jüngers »Kriegstagebuch« entnehmen konnte. Die Chronologie »Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg« basiert weitgehend auf der dort abgedruckten Zeittafel.

Anmerkung zur Transkription:

Die Briefe sind je vom Original buchstabengetreu übertragen. Mit eckigen Klammern sind Ergänzungen und nicht eindeutig lesbare Stellen gekennzeichnet. Die Datumsangaben über den Briefen sind kursiv gesetzt. Vorgedruckte Briefköpfe und Texte von Formularen sind ebenfalls kursiv, hier sind die handschriftlichen Einfügungen in das Vorgedruckte dann gerade gesetzt.

Feldpostbriefe

Liebe Eltern!¹

Ich schicke Euch gleichzeitig einen Brief, den ich heut Abend der Feldpos Gulaschkanone mitgeben werde. Hoffentlich wird sie nicht zerballert. Bis jetzt habe ich 2 Karten und einen Brief aus O.² geschickt. Mein Dasein spielt sich ungefähr folgendermaßen ab: 2 Tage in der Feuerlinie. Alle 4 Stunden 2 Stunden Dienst, sonst wird die Zeit in Erdlöchern herumgefrostelt. Geschossen wird ganz wenig, ich habe kaum einen Rahmen³ verschossen. Es pfeift zwar etwas, ist aber völlig belanglos. Dann zwei Tage Reservestellung in der Faisanderie. Das ist ein Gut inmitten der Granatenfelder, vollkommen heil, da es dem franz. Artillerieoberst gehört. Dann wieder 2 Tage Feuerstellung. Dann 4 Tage Ruhe in O. Da wird immer feste gegraben, Tag und Nacht. Außerdem gibt es da immer Morgen- und Mittagsgrüße. Essen giebt's nicht viel. Wie wir aussehen, glaubt keiner. Gegen Kälte bin ich fast unempfindlich geworden. Wenn man ins Warme kommt, kriegt man Reißen im Knie. Meine ersten Kriegseindrücke haben mich etwas enttäuscht. Als die ersten Gewehr- und Granatkugeln kamen, haben wir fast alle gelacht. Auch das Schreien der Getroffenen, das Blut und das Hirn des Postens am Schoßportal[!] konnte ich ruhig und lange ansehen. Die Granate hat bis jetzt 12 Mann getötet, es liegen noch 3. Ich glaube, in Hannover w[ä]re ich bei dem Anblick ohnmächtig geworden, aber ich freue mich, daß meine Nerven so stark sind. Granatfeuer ist überhaupt ganz interessant. Rumms – sssssssssss –

1 Undatierter Brief. Da Ernst Jünger am 4. 1. 1915 ähnliche Beobachtungen in sein Kriegstagebuch (Ernst Jünger: *Kriegstagebuch 1914–1918*, hrsg. v. Helmuth Kiesel, Stuttgart 2010, S. 9f.) eintrug, dürfte der Brief Anfang Januar 1915 verfasst worden sein.

2 Seit dem 1. 1. 1915 ist Jüngers Verband, das Ersatzbataillon des Füsilier-Regiments 73, an der Westfront, in den Grabenstellungen vor dem Champagne-Dörfchen Orainville eingesetzt.

3 Gewehrmagazin

Bumms! Die Franzm[ä]nner schießen sehr gut, besonders die englischen [Mötoꝛ] schweren Geschütze. Wenn unsere Geschütze feuern, kracht es drüben von 5, 6 verschiedenen Ecken. Ich konnte mit dem Glas beobachten, wie unsere Granaten in einem Dorfe zündeten. Dicht bei uns liegt ein sagenumsponnenes Geschütz, das die Aufgabe hat, das feind[l]iche Feuer auf sich zu lenken. Alle Speichen und Alles ist zerschossen. Sowie die Kanoniere einen Schuß getan haben, rücken sie aus. Der Leutnant soll schon öfters vom Luftdruck der Granaten umgeworfen sein, einmal ist ihm ein Blindgänger zwischen den Beinen durchgeflogen. Gestern stand ich mit einem Kameraden auf Beobachtungsposten. Vom Schützengraben ist ein schmaler Gang ungefähr 100 m vorgeschoben, 50 m vor uns lagen die französischen Toten vom letzten Sturm. Es sah komisch aus, wie die Gestalten in den roten Hosen und blauen Mänteln lang oder mit angezogenen Knien starr dalagen. Die Gesichter sahen schon schwarz aus, wie ich mit dem Glase bemerkte. Eigentümlich, diese Toten, die monatelang auf dem Felde liegen. Zuerst haben sie dicht an dicht gelegen, die nächsten sind schon des Nachts etwas von uns untergegraben. Manche sind nur noch grüne Grasflecke. Als ich sie besah, schoß von drüben jemand nicht allzuweit an uns vorbei. Ich konnte mir die Genugtuung nicht versagen, einen Schuss auf den feindlichen Grabenrand abzugeben. Wie geht's Euch? Schreibt bitte bald mal. Was mir am meisten fehlt, habe ich ja schon geschrieben: ein Messer, Shagtabak, Cigaretten, Bonbons, Schokolade, Strümpfe, ein Hemd, Schmalz und etwas Fleisch oder Wurst in Büchsen

In Eile

Ernst

Liebe Eltern!⁴

Das Paket mit Tabak und Schmalz habe ich mit Dank erhalten. Ich warte auf einen Brief, wie es zu Hause geht. Ich habe mich jetzt ganz leidlich in das Leben hier gefunden, in den ersten Tagen soll ich nicht besonders ausgesehen haben, aber jetzt geht es. Der alte Legionärshunger ist in vergrößertem Maßstab erwacht, darum schickt mir bitte häufig was aufs Brot. Schmalz und Speck aber bekommen wir hier schon öfters, ebenso ist loser Tabak für Pfeifen vorhanden. Aber nach anderen Sachen hat man oft wahren Heißhunger; so z.B. nach Wurst, Schokolade etc. Bonbons sind sehr gut gegen Langeweile auf Posten. Wenn wir im Graben sind, stehen wir die ganze Nacht, nur 2 Stunden Schlaf sind dazwischen. Da denkt man an mancherlei, besonders an die Zukunft, und man lernt die Vorzüge eines behaglichen Lebens mit Bett, Essen, Büchern etc. recht würdigen. Wenn man so an unbestatteten Toten vorbei kommt oder gar neben einem aus der Erde herausgehendem (sic!) Beine Wache stehen muß, dann hofft man doch auf Frieden. Sonst ist uns aber auch noch ein frischer Sturmangriff viel lieber als der Maulwurfskrieg mit seinen Plackereien. Schickt mir bitte doch einige Büchlein von der Reklamserie »Was werde ich?« z.B. »Arzt« oder »Jurist«. Ihr seht also, daß sich meine Ansichten wieder einmal umkrepeln wollen. Sehr entbehre ich auch das Käfersammeln, ohne welches ich überhaupt schlecht auskommen kann. In unserer Nähe scheint heftig gekämpft worden zu sein, die ganzen Nächte hörten wir Donnern und Kanonen. Morgen rücken wir wieder in

4 Undatierter Brief. Er dürfte, wie der Abgleich mit dem *Kriegstagebuch* nahelegt, zwischen dem 6. und 8. Januar 1915 geschrieben worden sein. In diesem Zeitraum ist ebenfalls von häufigem Wachestehen und der Sehnsucht nach einem »weichen Bett« (8. 1. 1915) die Rede. Siehe Helmuth Kiesel, *Kriegstagebuch*, S. 12.

Ruhe, dann kann man mal ordentlich pennen. Gleich kommt die Feldküche, der ich den Brief mitgeben will, deshalb muß ich den Brief eher schließen, wie ich eigentlich wollte.

Die besten Grüße
sendet Euch
Euer Ernst

NB Die Pakete machen hier mehr Freude, wie Ihr Euch zu Hause denken könnt. Grüßt bitte alle, auch Meier⁵. Ist er noch da?

Liebe Eltern!

26. 1. 15.

Wie geht es Euch? Ich habe jetzt schon 7–8 Pakete erhalten. Tabak und Schmalz sind hier zu haben. Am besten sind immer Wurstwaren und Süßigkeiten, die hier einen himmlischen Geschmack annehmen. Ich habe hier einen Kriegskameraden, der auch sehr viel Pakete bekommt und mit dem ich immer Halbpant mache. Wir beiden lagen in den letzten beiden Tagen in einem gemütlichen Unterstande der Reservestellung. Er bekam eine schöne Gänsebrust, die wir zusammen verzehrten. Heute rücken wir nach vorne und haben noch die 3 Enden Wurst, die Ihr geschickt habt. In diesen Nächten friert es meist, aber das habe ich viel lieber wie den Regen, vor dem man sich gar nicht schützen kann. Hier knallt es in einem fort, es sind sowohl französische wie deutsche Granatsplitter neben mir in den Graben geflogen, aber das merkt man kaum mehr. Wöchentlich bekommt

5 Robert Meier war der Gärtner im Jüngerschen Anwesen in Rehbürg. Im Sommer 1915 wurde auch er eingezogen und mit seiner Einheit an die holländische Grenze verlegt.

einer oder zwei vom Bataillon einen sehr ärgerlichen Zufallstreffer durch den Kopf. Wir leben hier ganz leidlich, wenn auch jeder auf den Frieden hofft. Unsere Stellung halte ich für uneinnehmbar und das sagt jeder, der die Scheinwerfer, Feldgeschütze, Revolverkanonen, Maschinengewehre, Handgranaten u.s.w. gesehen hat. Unangenehm wäre nur, wenn sie uns mal mit einer Mine hochgehen ließen, aber das würde ihnen wohl nicht so leicht fallen. Wie geht es zu Haus? Habt Ihr schon geschlachtet? Schickt bitte eine gute Probe. Hans Rabe hat mir auch Keks geschickt. Schokolade schmeckt immer gut, auch Bonbons oder Pralinées. Wie steht es denn mit den Spargelplantagen?

Bis auf weiteres sendet Euch allen die herzlichsten Grüße
Euer Ernst.

Liebe Eltern!

29. 1. 15

Wie geht es Euch? Eure Pakete kommen jetzt regelmäßig an und bereiten mir große Erleichterung. Jetzt ist es recht kalt, besonders des Nachts, aber das ist viel besser wie der verdammte Regen.

Wenn man einen Schluck Kaffee trinken will, muß man die Feldpulle erst unter die Jacke an die Brust legen und das Essen friert in den Geschirren. Kaisers Geburtstag haben wir im Graben verlebt; um 12 Uhr Nachts knallten den Franzosen 3 gewaltige Salven entgegen und dann ein 3maliges Hurrah. 12 Uhr Mittags spielten die Kapellen 200 m vorm Feind und wir sangen »Heil Dir im Siegerkranz«. Die Nächte werden mir jetzt schon kürzer; trotzdem sind 14 Stunden Wache in der Dunkelheit endlos. Oft bekommt man 3 Nächte hintereinander keinen Schlaf oder höchstens 2 Stunden. Der Dienst im Schützengraben ist wohl das Anstrengendste, was es giebt. Oft liegt man kaum 80 m vorm

Feind, so daß sich die Vorposten gut hören. Nach den Wachen ist man oft so nervös daß man den besten Freund wegen Kleinigkeiten anschnautzt.

Ich halte immer meine Stimmung hoch, wemns auch schwer fällt, bin ja auch schon etwas gewohnt von der Legion her⁶. Des Nachts mache ich mir immer eine feine Erfri[s]chung, nämlich einen Löffel mit Likör in feinem Zucker. Das hilft famos auf die Beine, der reine Göttertr[a]nk. Schickt bitte immer Zucker mit, wenn Ihr Schnaps schickt. Hier sind vor ein paar Tagen mindestens 10 Leute mit 10 Jahren Gefängnis belegt wegen Schlafens. Es ist eben nicht so leicht. Schade um die Kerle.

Der Orion ist mein Freund, ein schöneres Sternbild gibt es kaum. Süßigkeiten und kleine Lekereien wie z.B. der Honig und die Pralines waren famos.

Augenblicklich bin ich ganz gesund und in einiger Stimmung; nur meine Jacke ist verbrannt, ich laufe in sonderbarem Fetzen herum. Waschen ist alle 10 Tage. Läuse sind hier viel, ich habe noch keine. Nächstens schreibe ich mehr. Beste Grüße an alle Ernst

6 Am 3. November 1913 ließ sich Ernst Jünger, damals noch Schüler an der Oberrealschule in Hameln, in einem Rekrutierungsbüro in Verdun von der französischen Fremdenlegion anwerben und wurde wenige Tage später in die 26. Instruktionskompanie im algerischen Sidi-bel-Abbès eingewiesen. Nach der Flucht aus der Kaserne, um auf eigene Faust nach Zentralafrika zu gelangen, wurde Jünger von der Gendarmerie aufgegriffen und auf Betreiben seines Vaters am 23. 12. 1913 aus der Legion entlassen.